Richard Jennings' volkswirtschaftliche Anschauungen.

Ein Beitrag zur Geschichte der subjektiven Werttheorie.

Von

Rudolf Buttmann.

Zweibrücken.
Buchdruckerei Kranzbühler & Co.
1910.

Richard Jennings' volkswirtschaftliche Anschauungen.

Ein Beitrag zur Geschichte der subjektiven Werttheorie.

Inaugural-Dissertation

der

Staatswirtschaftlichen Fakultät

der

Kgl. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

zur

Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

Rudolf Buttmann.

ACAD. LUDW. BAY. BIBL.

Zweibrücken.
Buchdruckerei von Kranzbühler & Co.
1910.

Genehmigt auf Antrag des
Herrn Geh. Hofrats Prof. Dr. L. Brentano.

Meinen lieben Eltern
in Dankbarkeit.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41545817_0080

„Von ausgehungerten, belagerten Städten, vom alten Jerusalem, unter Gottes Zorn zerstört, wurde geweissagt: „Es haben die barmherzigsten Weiber ihre Kinder selbst kochen müssen." Denn keinen schwärzeren Abgrund des Elends konnte selbst die düstere jüdische Phantasie ersinnen; es war das Äusserste und Letzte des geschlagenen, vom Zorne Gottes verfolgten Menschen. Und diese Grenze sollten wir jetzt erreichen? Wir im modernen England, das von Gütern jeder Art überquillt, das von nirgends her, wenn nicht von jenem unsichtbaren Bannfluch bedroht wird? — Woher kommen diese Zustände? Weshalb sind sie? Weshalb können sie bestehen?"

Carlyle, der im Eingang seines Buches „Past and Present" diese Fragen mit solchem Pathos erhebt, gibt darauf die Antwort: „Den Arbeitern bleibt es überlassen, nach dem Recht des Stärkern, dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, dem Gesetz des „Laissez-faire" und andern faulen Gesetzen und Nichtgesetzen sich zu balgen. Und die Welt in ihrer ganzen Hast die Arbeit zu vollbringen sagt: „Das mag genügen!"

Diese Sätze wurden niedergeschrieben im Jahre 1843, zur Zeit der unbestrittenen Herrschaft der extrem-liberalen Ideen. Diejenigen Männer, die berufsmässig mit Rat und Tat die Volkswirtschaft fördern sollten, standen fast sämtlich unter dem Banne der Ricardoschen Grundsätze: „Arbeit ist die Quelle des Werts, also möglichst viel Arbeit!" Schrankenlose Freiheit für die Betätigung des individuellen Eigennutzes werde, so glaubte man, das Glück aller herbeiführen. Männer wie Senior bekämpften die Forderung eines Maximalarbeitstages mit dem Argument, der grösste Gewinn werde in den letzten Arbeitsstunden erzielt.

So sehr stand die wissenschaftliche Nationalökonomie unter der Herrschaft dieser Anschauungen, dass sie schliesslich darauf verzichtete den wirklichen Menschen zum Ausgangspunkt der Forschung zu machen. Sie rechnete mit dem „natürlichen Menschen", einem „Adam" oder „Robinson", der

von dem egoistischen Streben nach Erlangung möglichst grossen Gewinnes gegen Hingabe eines möglichst geringen Opfers beseelt sei, und zog diese Schachfiguren nach ihren vermeintlichen Regeln hin und her.

Am schärfsten griff Auguste Comte diese aprioristische, namentlich durch Bentham vertretene und zum Sieg gebrachte Methode an. Er stellte die Behauptung auf, dass unserer Erkenntnis nicht die „Gesetze" selbst zugänglich seien, sondern nur die „Erscheinungen." Diese allein könnten wir zu einander in Beziehung setzen hinsichtlich ihres Aufeinanderfolgens oder ihrer Ähnlichkeit: solche Beziehungen könnten wir „Gesetze" nennen, aber das Wesen und die wirklichen Ursachen der Erscheinungen blieben uns unerforschlich.

Comtes Einfluss auch auf das englische Geistesleben war sehr gross. Selbst J. St. Mill, der von Bentham herkam und sich zeitlebens nicht zum Comteschen Positivismus bekehren konnte, verdankt dem französichen Philosophen viel. Aber stärker wirkte Comte auf einen andern englischen Nationalökonomen dieser Zeit, auf Richard Jennings. Freilich muss eines von vorneherein betont werden: ein Comtist war auch er nicht. Er hätte sonst wie jener die Möglichkeit einer nationalökonomischen Wissenschaft mit dem Hinweis darauf, dass ihre Probleme unlöslich mit den sozialen verbunden seien, leugnen und versuchen müssen an ihre Stelle eine Soziologie zu setzen; aber dafür war dieser Brite doch noch zu sehr Individualist.

Wer war Richard Jennings? Es ist mir unmöglich diese Frage genauer zu beantworten. Dass er 1855 und 1856 Professor am Trinity College in Cambridge war, wissen wir von den Titelblättern seiner beiden Schriften. Ob er dort aber Nationalökonomie lehrte, ist nicht einmal gewiss; dem Charakter seiner Denkweise entsprechend hätte er auch ein Vertreter exakter Wissenschaften sein können. Heutzutage ist, wie eine Nachfrage in Cambridge ergab, sein Name selbst dort vollständig verschollen und da auch in keinem mir bekannten englischen oder ausserenglischen Nachschlagewerk irgendwie eingehendere biographische Notizen über ihn sich finden, so wissen wir von Jennings heutzutage, ein halbes

Jahrhundert nach seinem Wirken, nur noch, was aus seinen Werken zu entnehmen ist. Dass dies aber bedeutend genug ist seinen Namen vor Vergessenheit zu bewahren, möchte die folgende Studie darlegen.

Die beiden von Richard Jennings hinterlassenen Bücher sind: Natural Elements of Political Economy, London 1855, 275 S. und Social Delusions concerning Wealth and Want, London 1856, XVI, 241 S. Unsere Aufmerksamkeit wird sich vor allem dem erstgenannten zuwenden, da das zweite im wesentlichen nur die Resultate der streng wissenschaftlich geschriebenen „Natural Elements" popularisiert und auf praktische politische Fragen anwendet.

Nur drei Autoren haben — ausser Rezensenten und Palgrave, der in seinem Dictionary of Political Economy lediglich eine magere Analyse des Inhalts der „Natural Elements" bringt, — Jennings unter Nennung seines Namens in ihren Schriften berücksichtigt: J. E. Cairnes als einziger Zeitgenosse, W. St. Jevons und der Italiener M. Pantaleoni. Obwohl wir auf das Verhältnis dieser Gelehrten zu Jennings erst nach einer Darlegung von dessen Lehren eingehen können, dürfen wir schon an dieser Stelle ihn als einen Vorläufer von Jevons bezeichnen: er ist einer der Mitbegründer der subjektiven Werttheorie.

Das Wertproblem wurde um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts noch allgemein von der objektiven Seite betrachtet, der Wert als eine Eigenschaft der Gegenstände aufgefasst. Einzelne Nationalökonomen freilich waren schon früher von der seit dem Mittelalter herrschenden objektiven Werttheorie abgekommen[1]) und hatten Gedanken wie diese ausgesprochen: Der Wert richtet sich nach dem Verhältnis der Nützlichkeit eines Gutes zur Menge des davon vorhandenen Vorrats (Nicholas Barbon). Ja, Gregory King hatte

[1]) *Vgl. insbesondere* Rudolf Kaulla, *Die geschichtliche Entwickelung der modernen Werttheorien. Tübingen 1906;* Lujo Brentano, *Die Entwickelung der Wertlehre, Münchener Sitz.-Ber. 1908;* Bernhard Rost, *Die Wert- und Preistheorie, Leipzig 1908.*

das Verhältnis des Getreidepreises zum Ausfall der Ernte mathematisch zu bestimmen gesucht und Lord Lauderdale konnte zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts als bekannt voraussetzen, dass bei Vermehrung des Ernteertrags um ein Zehntel der Kornpreis um die Hälfte sinke, bei einer Minderung um ein Drittel sich dagegen verdoppele. Der Italiener Galiani hatte schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf psychologischem Wege die Erkenntnis gewonnen, der Wert sei ein Verhältnis zwischen Gütern, das von deren Nützlichkeit und Seltenheit abhänge. Der einflussreichste Vorgänger der modernen subjektiven Werttheoriker, Jer. Bentham, hatte ausgesprochen: das Glück eines Menschen wächst langsamer als sein Einkommen.

Alle diese Erfahrungen zusammen führten zur Begründung der Grenznutzentheorie, wonach der Tauschwert der Güter bestimmt wird durch „die Bedeutung für das Wohlgefühl, welche die Menschen der Befriedigung desjenigen Bedürfnisses beilegen, das durch die letzte Einheit eines vorhandenen Gütervorrats noch befriedigt werden kann[1]).“ Als den ersten modernen Vertreter dieser Theorie kennen wir den Deutschen Gossen, der in seiner 1854 veröffentlichten „Entwickelung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fliessenden Regeln für menschliches Handeln“ auf mathematischer Grundlage zu seinen Ergebnissen kam. Man könnte hier fast von einer Duplizität der Entdeckungen sprechen — denn Jennings, der Gossen gewiss nicht kannte, äussert in seinen ein Jahr darauf erschienenen Natural Elements ganz ähnliche Gedanken —, stünde dem nicht zweierlei im Wege: als eine völlig neue Entdeckung kann man die Gossenschen Aufstellungen nach dem oben Gesagten nicht ansprechen und dann — Jennings ist nicht ganz auf dieselbe Höhe der Erkenntnis gelangt wie sein deutscher Zeitgenosse.

Jennings geht von der Definition der Nationalökonomie als derjenigen Wissenschaft aus, die zum Gegenstand gewisse Beziehungen des Menschen zur Umwelt habe. Solche Beziehungen sind ihm: Konsumtion, Verteilung und Produktion der Güter. So zerfällt der Bereich dieser Wissenschaft in

[1]) *Brentano, Entw. d. Wertlehre S. 71.*

zwei grosse Gebiete: Subjekt und Objekt. Die Verhältnisse des letzteren Gebietes sind nach seiner Meinung schon zur Genüge bekannt, während die meisten nationalökonomischen Schriftsteller hinsichtlich des ersteren sich genauerer Untersuchungen gar zu sehr enthalten hätten. Die Lehrbücher der Physiologie und Psychologie enthielten aber ebenfalls keine Darlegungen, die so wie sie seien zur Grundlage nationalökonomischer Untersuchungen gemacht werden könnten. Jennings sieht demgemäss seine vornehmste Aufgabe in der Feststellung der physiologischen Grundtatsachen, auf die sich eine richtige nationalökonomische Theorie aufbauen lasse: dies sind die im Titel des Jenningschen Hauptwerkes genannten „natürlichen Elemente."

Bei dieser Analyse der menschlichen Natur spielen die Bedürfnisse eine geringere Rolle als die Empfindungen. „Nicht indifferent bleibende Empfindungen beanspruchen unsere Aufmerksamkeit in hohem Masse als die Quellen der Beweggründe, die jede Handlung der Konsumtion, Produktion und Verteilung veranlassen[1])." Es ergibt sich also folgende Reihe: bewusste Empfindung - Willensregung (jedoch nicht in allen Fällen[2]) — Handlung. Dazwischen schiebt sich die Vorstellung und zwar bestimmter sowohl in der Vergangenheit als in der Zukunft liegender Bewusstseinsinhalte. — In dieser Kette vermissen wir zunächst den Begriff des Bedürfnisses, der in der Entwickelung der subjektiven Werttheorie von überragender Bedeutung wurde. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich aber, dass er auch von Jennings voll gewürdigt wurde, wie schon der Titel einer zweiten Schrift andeutet. Die Bevorzugung des Begriffs „Empfindungen" hat ihre Ursache in der grossen Neigung des Verfassers zu rein physiologischer Betrachtungsweise, für die der Begriff des Bedürfnisses nicht eindeutig genug erscheinen mochte. Auch die Erwägung lässt

[1]) *Sensations which are not regarded with indifference claim a large share of our attention, as the sources of the motives which cause every action of Consumption, of Production and of Distribution. N. E. S. 85.*

[2]) *Vgl. N. E. S. 136: Now it has been established ..., that actions can be, and frequently are, performed without the attention, or the intention, or even the excitement of consciousness in the mind of the agent.*

sich zur Erklärung heranziehen, mit deren Hilfe Cuhel[1]) dieselbe Erscheinung bei Gossen zu erklären versucht: Jennings sogut wie Gossen setzen die wirtschaftlichen Handlungen unmittelbar zu dem Genuss in Beziehung. Jennings steht also ganz auf dem Standpunkt, den die heutige Nationalökonomie vorzugsweise einnimmt, wenn sie die Theorie der Konsumtion zur Grundlage ihres Lehrgebäudes macht. Bei der Konsumtion auftretende Empfindungen sind das Wesentliche derselben, ihr Zweck, die gelegentlich der Produktion auftretenden dagegen nur Begleiterscheinungen[2]). Diese Anschauung teilte Jennings mit seinem Kollegen Th. E. Banfield[3]), der 1844—1845 Professor der Nationalökonomie ebenfalls am Trinity College in Cambridge (vielleicht Jennings' Vorgänger?) war und ebenfalls eine Theorie der Konsumtion für den Ausgangspunkt der Volkswirtschaftslehre erklärt hat. Jedoch stand sie im schroffsten Gegensatze zu den herrschenden Ansichten. J. St. Mill hatte in aller Schärfe den Satz ausgesprochen: Political Economy has nothing to do with the consumption of wealth. (Unsettled questions. London 1844.)

Allerdings liegt in der vorzugsweisen Betrachtung der Empfindungen anstelle der Bedürfnisse eine Gefahr. Der Begriff „Empfindung" in seiner rein physiologischen Bedeutung ist, wenn einerseits eindeutiger, anderseits viel enger als der des Bedürfnisses, zu eng für die Wissenschaft der Nationalökonomie. Brentano[4]) unterscheidet „körperliche und geistige Bedürfnisse" und bemerkt, die Schmerz- und Lustgefühle der Seele seien oft weit heftiger als die physischen und dementsprechend ein nicht geringerer Antrieb zu wirtschaftlicher Tätigkeit. Anders Jennings! Er schreibt ausdrücklich[5]): „Die Nationalökonomie handelt nur von solchen

[1]) *F. Cuhel, Zur Lehre von den Bedürfnissen, Innsbruck 1907 S. 86.*

[2]) *Vgl. N. E. S. 78 f.*

[3]) ***Th. E. Banfield**, Four lectures on the organization of industry, London 1845.*

[4]) *Lujo Brentano, Versuch einer Theorie der Bedürfnisse, Münch. Sitz.-Ber. 1908 S. 5 f.*

[5]) *„Political economy treats only of those human susceptibilities and appetences which are similar or analogous to those which he [= the in-*

menschlichen Empfänglichkeiten und Begehrungen, die denjenigen, die der Forscher in der vernunftlosen Schöpfung wahrgenommen hat, ähnlich oder analog sind: sie prüft nur Beweggründe, die näher oder entfernter von dem Streben nach Lust oder der Abwehr von Schmerz abgeleitet werden, und unternimmt es keineswegs solche höheren Pfade menschlicher Lebensführung zu betreten, die bestimmt sind durch Sittlichkeit und Religion."

Aus diesen Worten ergibt sich nicht nur, dass unser Schriftsteller sich bewusst auf die Betrachtung von physischen Bedürfnissen, von Empfindungen im rein physiologischen Sinne beschränkt, sondern auch, dass er an seelische Bedürfnisse, die für den wirtschaftenden Menschen treibende Kräfte werden können, gar nicht denkt; er ist offenbar des Glaubens, sie seien ausschliesslich theologischer und ethischer Betrachtung vorbehalten. Die Schäden, welche aus einer solchen einseitigen Auffassung entspringen müssen, zeigen sich denn auch bei Jennings an manchen Punkten, und wir werden auf sie gelegentlich hinzuweisen haben.

Die Einteilung der Empfindungen seitens des Verfassers ist demgemäss auf physiologische Merkmale gegründet: je nach den Nervenstämmen, durch welche die Empfindungen dem Sensorium zugeleitet werden, zerfallen sie in solche des Gemeinsinnes und in solche der fünf Spezialsinne. Wenn auch diese Unterscheidung der Sinnesorgane von der Physiologie noch heute trotz der Annahme eines Spezialmuskelsinnes, eines Raumsinnes u. dgl. aufrecht erhalten ist, so muss doch vom nationalökonomischen Standpunkt aus die Ausstellung gemacht werden: bei allen Empfindungen, welche durch den sog. Gemeinsinn eindringen, sind Spezialsinnesorgane in Mitleidenschaft gezogen. Bei der Sättigung durch Speise und Trank z. B. spielen, wenigstens normalerweise, auch Empfindungen mindestens des Geschmacksinnes mit. Damit erweist sich die Unbrauchbarkeit dieser Einteilung zur

quirer] has witnessed in the brute creation; ... it examines only those motives which are derived, more or less remotely from the attraction of pleasure or the repulsion of pain, and ... it never attempts to enter those higher paths of human conduct which are guided by morality and by religion." N. E. S. 44 f.

Klassifizierung der Güter. Primäre Güter nennt nämlich Jennings diejenigen, bei deren Konsumtion Gemeinsinnesempfindungen ausgelöst werden, während die Genussmittel, die auf die Spezialsinnesorgane einwirken, als sekundäre Güter bezeichnet werden. Für den Nationalökonomen kommen aber nahezu ausschliesslich nur solche Güter in Betracht, die Empfindungen von beiderlei Art erwecken. Gossen, der sich ebenfalls um eine Aufstellung umfassender Güterklassen bemüht hat, wählte als Kriterium die einem Gut zukommende Fähigkeit der direkten oder indirekten Genussbereitung — gewiss ein zuverlässigeres Moment als das von Jennings verwertete, wenn es auch nicht so „wissenschaftlich" anmuten mag. Die Schwäche von Jennings' Einteilung ist umsomehr hervorzuheben, als sich unser Autor auf sie sichtlich viel zugute tut und in seinen beiden Schriften immer und immer wieder auf sie zurückkommt. Er glaubt damit sogar einen objektiven Massstab für den Begriff des Luxus gefunden zu haben. „Man[1]) wird wohl finden, dass diese Klassen von Gütern beinahe zusammenfallen mit den gewöhnlich als Notwendigkeiten und Luxusgüter bezeichneten; bei dieser Unterscheidung bezog man sich etwas unbestimmt auf gewisse Merkmale, die immer in Erscheinung treten mussten als da sind: die Notwendigkeiten sind unumgängliche Voraussetzungen für den Genuss der Luxusgüter — jede Schwankung des Vorrats an Notwendigkeiten ist fühlbarer als eine Schwankung des Vorrates an Luxusgütern — die Zahl der unter den ersteren Gesichtspunkt fallenden Güter ist in beständigem Anschwellen begriffen, viele in rohen Zeiten als Luxusartikel betrachtete Güter sind mit dem Wachstum von Reichtum und Zivilisation zu Notwendigkeiten geworden: diese Merkmale bezeichnen jedoch keine wirkliche Grenzlinie, die uns befähigte zu bestimmen, welche Güter als Notwendigkeiten und welche als Luxusartikel anzusehen sind." Und wenn Jennings hier

[1]) *„These classes of Commodities will be found, probably, to coincide nearly with those which have been usually designated necessaries and luxuries, with, perhaps, a somewhat vague reference to certain characteristics which must always have been apparent, — as that necessaries are an indispensable preliminary to the enjoyment of luxuries — that any change in the quantity of necessaries is more sensibly felt than an equal*

noch vorsichtig von einem „beinahe zusammenfallen“ spricht, so finden wir seine wahre Meinung ohne jeden Vorbehalt an einer Stelle in den „Social Delusions“ ausgesprochen[1]): „Was aber sind Notwendigkeiten und was Luxusgüter? Für die Unmöglichkeit einer Lösung der Probleme der Nationalökonomie ohne Zuhilfenahme der Wissenschaft von der menschlichen Natur gibt es keinen zwingenderen Beweis als die Unbrauchbarkeit jedes bestehenden Systems zur Beantwortung dieser Frage“ — welcher Fehler seinem eigenen Systeme nach seiner Meinung nicht anhaftet.

Abgesehen davon, dass man unter Luxus von jeher etwas anderes verstanden hat und dieser Begriff der relativste und ungreifbarste in der nationalökonomischen Theorie seiner Natur nach ist, zeigt sich gerade in diesem praktischen Anwendungsfall die Unbrauchbarkeit des Jenningsschen physiologischen Unterscheidungsprinzips aus dem angedeuteten Grunde. Nahezu jedes Lebensmittel reizt Geschmackssinnesempfindungen, aber auch solche des Geruchs- und Gesichtssinnes und eine Proportionalität zwischen dem Grade dieser Reizwirkungen und dem Masse, wie wir es für luxuriös halten, besteht nicht.

Glücklicherweise erschöpft sich hiermit nicht die Bedeutung der Unterscheidung für Jennings. Sie wird in seiner Theorie von der grössten Wichtigkeit und erscheint auch zutreffend, sobald wir den Begriff des primären und des sekundären Gutes seiner physiologischen Einkleidung berauben und in folgendem Sinne auffassen: Primär ist jedes Gut, das einem absoluten, sekundär, das einem relativen Bedürfnis dient,

---

change in the quantity of luxuries and that the number of objects comprised under the former head is continually increasing, many Commodities which have been regarded as luxuries in rude times becoming necessaries as wealth increases and civilization advances. — characteristics, however, which supply no very tangible line of demarcation to enable us to determine what Commodities fall under the respective heads of necessaries and of luxuries.“ N. E. S. 91.

[1]) *„But what are necessaries, and what are luxuries? There is no stronger proof of the impossibility of solving the problems of Political-economy, without the intervention of the sciences of human nature, than the inability of every existing system to answer this question.“ Soc. Del. S. 85.*

wobei unter jenem ein unabweisliches, unter diesem ein mehr oder weniger entbehrliches Bedürfnis verstanden werden soll. Was nun Jennings des weiteren von den primären und sekundären Gütern sagt, gilt auch bei diesem unterlegten Sinn, der gewiss auch unserm Schriftsteller vorgeschwebt hat und nur durch die physiologische Fassung der Definition verschleiert wird.

Bevor wir hierauf des näheren eingehen, ist festzustellen, dass Jennings sich nicht das Verdienst zuschreiben kann die grosse Tragweite dieser Unterscheidung zuerst entdeckt zu haben, obgleich er es an manchen Stellen zu tun scheint[1]). Der oben erwähnte Banfield hatte nämlich schon zehn Jahre vorher geschrieben[2]): „Die Befriedigung jedes auf der Stufenfolge tiefer stehenden Bedürfnisses erzeugt eine Begierde höherer Art. — Die Beseitigung eines primären Bedürfnisses erweckt gemeinhin die Empfindung von mehr als einem sekundären Mangel: ein ausreichender Vorrat an gewöhnlichen Nahrungsmitteln bewirkt also nicht nur Geschmack an feinerem Essen sondern auch Streben nach Kleidung. Der höchste Grad auf der Stufenfolge der Bedürfnisse, derjenige der Lust an den Schönheiten von Natur und Kunst,

---

[1]) *Überhaupt ist bei dieser Gelegenheit zu bemerken, dass J. sehr wenig zitiert und niemals zu dem Zweck auf einen Vorläufer oder Gegner hinsichtlich irgend eines wichtigeren speziellen Punktes hinzuweisen — soweit es sich um nationalökonomische Probleme handelt. Häufiger sind Zitate, die allgemeinere Gedanken oder Schlagwörter betreffen. Dadurch wird die kritische Würdigung unsers Autors erschwert und in ihrem Ergebnis ungünstig beeinflusst.*

[2]) *„The satisfaction of every lower want in the scale creates a desire of a higher character.“ — „The removal of a primary want commonly awakens the sense of more than one secondary privation: thus a full supply of ordinary food not only excites to delicacy in eating, but awakens attention to clothing. The highest grade in the scale of wants, that of pleasure derived from the beauties of nature and art, is usually confined to men who are exempted from all the lower privations. Thus the demand for, and the consumption of, objects of refined enjoyment has its lever in the facility with which the primary wants are satisfied. This, therefore, is the key to the true theory of value. Without relative values in the objects to the acquirement of which we direct our power, there would be no foundation for Political Economy as a science.“* **Th. E. Banfield,** *a. a. O. S. 11 (zit. bei* **W. St. Jevons,** *Theory of Polit. Econ , London 1871 S. 50 f.)*

ist gewöhnlich beschränkt auf solche Menschen, die nicht zu leiden haben unter irgend einem tieferstehenden Mangel. So richtet sich die Nachfrage nach den Gegenständen verfeinerten Genusses und ihr Verbrauch nach der Leichtigkeit der Befriedigung primärer Bedürfnisse. Dies ist daher der Schlüssel zur richtigen Werttheorie. Ohne relativen Wert der Gegenstände, auf deren Erlangung wir unsere Kräfte richten, gäbe es keine wissenschaftliche Grundlage der Nationalökonomie."

Banfield hatte, bevor er nach Cambridge kam, mehrere Jahre in München als Lehrer König Ludwigs II. geweilt und hier Herrmann kennen gelernt. In dessen 1832 erschienenen „Staatswirtschaftlichen Untersuchungen" findet sich eine Einteilung der Bedürfnisse in „mehr oder minder dringende" (S. 68), wie auch schon Gottlieb Hufeland 1807 die Unterscheidung von Grund- und Nebenbedürfnissen aufgestellt hat. Damit liegt die Vermutung eines durch Banfield vermittelten Einflusses deutscher Gelehrter auf Jennings nahe; jedenfalls aber ist der Zusammenhang des letzteren und Banfields unbestreitbar.

Der hauptsächlichste Anwendungsfall dieser Zweiteilung der Güter ist unserm Autor das Gesetz der Abnahme des Reizes. Zu dessen Erkenntnis gelangt er auf folgende Weise: Er untersucht den Vorgang des Geniessens physiologisch und konstatiert als eine wohlbekannte Tatsache, dass der Grad der Stärke einer Empfindung der Menge des sie erregenden Guts keineswegs proportional ist. „Nur[1]) zu wohl bekannt

[1]) *„It is but too well known ... to the rich, that much more than enough is incapable of affording much more satisfaction. ... to the poor, that much less than enough produces feelings very different from mere loss of satisfaction."* ... *„We may gaze upon an object until we can no longer discern it, listen until we can no longer discern it, listen until we can no longer hear, smell until the sense of odour is exhausted, taste until the object becomes nauseous, and touch until it becomes painful... Our feelings show that the degrees of satisfaction do not proceed pari passu with the quantities consumed — they do not advance equally with each instalment of the Commodity offered to the senses, and then suddenly stop — but diminish gradually until they ultimately disappear, and further instalments can produce no further satisfaction ... We may say that the law which expresses the relation of degrees of sensation to quantities of Commodities is of this character, — if the average or temperate quantity*

ist — dem Reichen die Tatsache, dass viel „Mehr als genug“ nicht viel mehr Befriedigung zu verschaffen vermag, dem Armen, dass viel „Weniger als genug“ Gefühle hervorruft, die sehr verschieden sind von einem blossen Verlust an Befriedigung.“ Wie ist dies zu erklären? „Wir können auf einen Gegenstand hinsehen, bis wir ihn nicht mehr zu unterscheiden vermögen, horchen, bis wir nicht mehr vernehmen, riechen, bis der Geruchssinn erschöpft ist, schmecken, bis uns der Gegenstand Ekel erregt, und berühren, bis es uns Schmerz verursacht. — Unsere Gefühle zeigen an, dass die Grade der Befriedigung nicht pari passu mit der verbrauchten Menge steigen — es ist nicht so, dass sie gleichmässig mit jedem den Sinnen dargebotenen Bruchteilchen steigen und dann plötzlich aufhören, sondern sie verringern sich stufenweise, bis sie zuletzt ganz verschwinden und weitere Teilchen keine weitere Befriedigung gewähren können. So dürfen wir sagen, das Gesetz, welches das Verhältnis der Empfindungsgrade zu den Gütermengen ausdrückt, lautet: Wenn der durchschnittliche oder mittlere Gütervorrat sich vermehrt, vermehrt sich die davon abgeleitete Befriedigung in schwächerem Grade und hört schliesslich überhaupt auf sich zu vermehren; wenn der durchschnittliche oder mittlere Gütervorrat sich mindert, wird der Verlust an Befriedigung immer stärker sein und der dadurch entstehende Nachteil wird zuletzt übermässig gross sein.“

Jennings erkennt die Tragweite dieses von ihm sogenannten „Gesetzes der Änderung der Empfindungen“: „Alle Probleme des Preises und der Produktion werden davon mehr oder weniger betroffen.“ Es ist dasselbe Gesetz, auf dessen Wirksamkeit Jevons die Grenznutzentheorie aufbaute. Bei ihm lautet es[1]): „Der Grad des Nutzens ändert sich mit der

of Commodities be increased, the satisfaction derived is increased in a less degree, and ultimately ceases to be increased at all; if the average or temperate quantity be diminished, the loss of more and more satisfaction will continually ensue, and the detriment thence arising will ultimately become exceedingly great.“ N. E. S. 95 ff.

[1]) *„The degree of utility ... varies with the quantity of commodity and ultimately decreases as that quantity increases.“ W. St. Jevons a. a. O. S. 62.*

Menge des Guts und nimmt zuletzt im selben Mass ab als diese zunimmt.“ An derselben Stelle zitiert Jevons unsern Autor als denjenigen, der Wesen und Wichtigkeit des „Nützlichkeitsgesetzes“ besonders einsichtig gewürdigt habe.

Jennings untersucht, bevor er das Gesetz in Beziehung zum Wertproblem setzt, seine Wirksamkeit, je nachdem es sich um primäre oder um sekundäre Güter handelt. Er findet, dass es bei jenen in viel strengerem Masse zur Anwendung komme als bei diesen. Uns scheint dies schon rein logisch eine Folge der Unterscheidung primärer und sekundärer Güter zu sein; denn wenn das Wohlbefinden des Menschen die sekundären Güter überhaupt nicht erfordert, so empfindet er Schwankungen in der ihm zu Gebote stehenden Menge derselben weniger heftig. Jennings fügt eine physiologische Begründung hinzu, die ihm wegen der physiologischen Unterlagen seiner Klassifikation notwendig erscheinen musste: „Während[1]) Nahrung und Kleidung, Obdach und Wärme dem menschlichen Körper mit demselben Grad von Genauigkeit zugemessen werden kann wie dem im Stall gefütterten Ochsen oder der ausländischen Pflanze, muss man fragen: wer kann dem Auge seine gehörige Portion visueller Befriedigung zumessen – dem Ohr sein Teil an Wohllaut — dem Tast-, dem Geruch-, dem Geschmacksinn ihr Mass von entsprechender Erquickung?“ Die Unmöglichkeit oder Schwierigkeit einer solchen Messung beweist zwar nichts für die aufgestellte Behauptung, aber wir dürfen die rhetorische Frage so auffassen, dass gesagt werden soll: die Wirkung der Mengenänderung lässt sich bei den sekundären Gütern nicht so gut wie bei den primären wahrnehmen, sie ist also auch nicht so stark — was freilich selbst noch des strikten Beweises bedarf.

Noch in zwei anderen Beziehungen erscheint dem Verfasser diese Klassifikation der Güter von Belang: Die sekun-

[1]) *Whilst food or raiment, shelter or warmth, may be meted out to the human body with the same degree of exactness as to the stall-fed ox, or to the exotic plant, who can mete out to the eye its due amount of visual satisfaction — to the ear its share of agreeable sounds — to the touch, the smell, the taste, their portions of appropriate gratification?“ N. E. S. 99 f.*

dären Güter sind für den Menschen wertlos, solange ihm nicht genug primäre gegeben sind. „Primäre Güter sind wesentliche Voraussetzung für den Genuss der sekundären, aber sekundäre Güter sind keine wesentliche Voraussetzung für den Genuss der primären[1])." Die Beziehungen dieses Gedankens zu der oben (S. 14 f.) angeführten Stelle aus Banfield sind einleuchtend; seine Bedeutung sowohl für das Verständnis des Wertproblems wie auch der Preisbewegung würdigte Jennings richtig, wovon noch zu sprechen sein wird. Aber er hätte aus dieser Erkenntnis noch einen weiteren Gewinn ziehen können. Er konnte mit ihrer Hilfe den Fortschritt der menschlichen Kultur von einfachen Bedürfnissen zu immer differenzierteren erkennen und blieb dann bewahrt vor dem erwähnten Versuch einer Versteinerung des Luxusbegriffes. Die Menschheit strebt, sobald sie primitivere Bedürfnisse befriedigt findet, nach Erlangung von immer mehr sekundären Befriedigungsmitteln, die Luxusgüter erscheinen immer mehr als unentbehrlich. Die „künstlichen Bedürfnisse", gegen die Jennings in beiden Schriften mit viel Emphase ankämpft, hätten von diesem Standpunkt aus eine eingehendere Untersuchung erfordert[2]).

Der dritte Punkt, für welchen Jennings seine Einteilung der Güter fruktifiziert, betrifft die Vertretbarkeit der Güter untereinander im Konsumtionsprozess. „Während die Abwesenheit einer Art von Gemeinempfindung selten durch eine andere Art ersetzt werden kann, ist bei den Spezialempfindungen das Umgekehrte der Fall[3])." Auch hier muss bemerkt werden, dass bei der absoluten Natur der primären Bedürfnisse die Befriedigung jedes einzelnen schon begrifflich notwendig erscheint. Anderseits, wenn die sekundären Bedürfnisse überhaupt nicht vordringlich sind, so ist es an sich für das Wohlbefinden irrelevant, welches von ihnen befriedigt

[1]) *„Primary Commodities are essential to the fruition of Secondary Commodities, but ... Secondary Commodities are not essential to the fruition of Primary Commodities." N. E. S. 93 f.*

[2]) *Vgl. hiezu* **Brentano**, *Theorie d. Bed. S. 60 ff.*

[3]) *„Whilst the absence of one kind of common sensation can seldom be supplied by another, the reverse is the case with the special sensations. N. E. S. 100.*

wird. Jennings sucht diese Tatsache zu erhärten mit dem Hinweis darauf, dass z. B. die englische Nation visuelle Genüsse allen anderen vorziehe, die französische kulinarische, die italienische musikalische. Aber abgesehen von der Misslichkeit einer solchen Schematisierung von Nationen hat dieses Argument gar keine Beweiskraft. Gesetzt, ein Mensch ist hervorragend musikalisch begabt, so könnte ihm der Genuss von Musik durch nichts anderes ersetzt werden; freilich, sein körperliches Wohlbefinden hätte unter solchen Entbehrungen nicht zu leiden. Ebensowenig könnte man, will man schon ganze Völker als nach der einen oder anderen Seite hin vorwiegend begabt betrachten, ein musikalisches Volk künstlich zu einem vorwiegend malerisch interessierten machen ausser durch eine jahrhundertelange Erziehung. Deren volkswirtschaftliche Bedeutung wäre aber geringfügig: ob ein Staat mehr aufwendet für musikalische oder für malerische Zwecke kümmert den nationalökonomischen Betrachter nicht. Ihn kümmert nur, ob ein Volk überhaupt so reich ist, dass es Künste und Wissenschaften pflegen und fördern kann und in welchem Masse. Die Konstatierung der Vertretbarkeit der sekundären Güter untereinander hat also für uns nur das Interesse, dass wir auch hieraus erkennen: sekundär sind im Sinne unseres Gelehrten alle mehr oder weniger entbehrlichen Güter; primär sind dagegen die zur Existenz absolut unentbehrlichen Güter.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Vorstehenden kann zusammengefasst werden nach drei Richtungen:

1. Der wirtschaftende Mensch produziert oder tauscht ein in erster Linie primäre Güter.

2. Sekundäre Güter sind bei Änderung der Vorratsmenge nicht so grossen Preisschwankungen unterworfen als primäre.

3. Der Wert der sekundären Güter hängt ab auch vom Vorhandensein und der Menge des Vorrats an primären.

Dieser letztere Satz wird jedoch durch die Möglichkeit des Tausches modifiziert. Wo Tausch stattfinden kann, wird dieses Prinzip durchbrochen und, je leichter er stattfinden kann, desto mehr. Der Eigentümer von Goldminen, ein Volk, dessen Land arm an primären, aber reich an sekundären

Gütern ist, sie sind unter diesen Umständen in glücklicherer wirtschaftlicher Lage als ein kleiner Bauer oder ein armes von Ackerbau und Viehzucht notdürftig lebendes Volk. So selbstverständlich solche Erwägungen sind, vermissen wir bei Jennings doch ihre Berücksichtigung. Sie reichen aber hin die Verkehrtheit einer seiner Forderungen zu erweisen: von Staats wegen solle darauf gesehen werden, dass die Produktion primärer Güter nicht zu Gunsten sekundärer vernachlässigt werde — worauf weiter unten zurückzukommen sein wird.

Der enge Zusammenhang aller dieser Gedanken mit dem Wertproblem erscheint uns heute ohne weiteres gegeben. Ist uns doch der Wert eines Gutes nichts anderes als der Grad oder das Mass, in dem es uns zur Befriedigung eines Bedürfnisses geeignet erscheint! Nicht so verhielt es sich zu Jennings' Zeiten. In den anerkannten Lehrbüchern stand der zum Dogma gewordene Satz: aller Wert ist abgeleitet von Land und Arbeit, oder vorzugsweise von Arbeit. Allerdings hatte schon Ricardo für die „Seltenheitsgüter" eine „Ausnahme" von diesem Satz einräumen müssen. „Their value is wholly independent of the quantity of labour originally necessary to produce them, and varies with the varying wealth and inclinations of those who are desirous to possess them[1])." Aber selbst von Ricardo unabhängigere Nationalökonomen, wie Senior, waren noch Kostenwerttheoriker. Jennings verwirft diesen Standpunkt mit grosser Entschiedenheit: „Wert ist nicht ein Zustand des Dings, sondern ein rein menschlicher Zustand[2])."

Er definiert den Begriff „Wert": „Eine Eigenschaft, die vom Menschen vielen Gegenständen beigelegt wird in der Erinnerung an deren früher einmal geleistete Dienste und in der Überzeugung, dass solche Dienste noch fernerhin nützlich sind[3])."

[1]) *Ricardo, Princ. of Pol. Econ. and Taxation, London 1817.*

[2]) *„Value is not a condition of matter, but a purely human condition." N. E. S. 201.*

[3]) *„An attribute ascribed by man to numerous objects, from a remembrance of their service in past times, and a conviction that such services are still available." N. E. S. 71.*

Die Vorstellung vom Wert besteht hiernach aus zwei Momenten:

1. Aus der Meinung des Subjekts, ein gewisses Objekt sei geeignet seine Bedürfnisse zu befriedigen deshalb, weil es früher hierzu brauchbar war. Dies Erinnerungsmoment ist psychologisch zur Erklärung des Entstehens eines Werturteils und der Wertvorstellung notwendig.

2. Dem Nationalökonomen aber genügt die blosse Feststellung: das Objekt wird vom Subjekt — sei es mit Recht oder zu Unrecht, sei es aufgrund einer Erinnerung, Belehrung oder Vermutung — für geeignet zur Bedürfnisbefriedigung gehalten. Dieses Vertrauensmoment erscheint uns von weitaus grösserer Bedeutung. Es kommt bei der Bewertung nicht so sehr darauf an, dass man weiss: das Gut war früher einmal wertvoll oder ist es gegenwärtig noch, als, ganz besonders bei fortgeschrittenen Wirtschaftsverhältnissen, darauf, dass man bezüglich seiner künftigen Verwertbarkeit nicht im Zweifel ist. Der Grad dieser Gewissheit hängt aber nicht nur von der Natur des Objekts, sondern auch von dem Subjekt und den äusseren wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen ab. In Erkenntnis dieses Sachverhalts schreibt Jennings folgenden, in seinem Schluss bei einem Engländer auffälligen Satz nieder[1]): „Würde durch eine allen zugängliche Erkenntnis festgestellt, dass der Wert vom Vertrauen abhängt und dass das Fehlen dieses Vertrauens ebensowohl unsern Genuss der Gegenwart als unsere Fürsorge für die Zukunft beeinträchtigt, so würden alle Klassen Revolutionen und Regierungswechsel [!] zu den ernstesten sittlichen Übeln rechnen."

Wir können es uns hier ersparen, Jennings auf all seinen psychologischen Pfaden nachzugehen, die ihn bis zur Erkenntnis vom Zustandekommen der Wertvorstellung im Menschengeist führen. Nur eines der dabei zur Sprache gebrachten psychologischen Phänomene sei herausgegriffen, zu-

[1]) *„Were it to be established, by evidence accessible to all, that Value depends on Confidence, and that a want of Confidence affects alike our enjoyment of the present and our provision for the future, revolutions and changes of government would be ranked by all classes among the most serious of moral evils."* *N. E. S. 205.*

mal es uns in anderem Zusammenhang nochmals begegnen wird. „Wenn[1]) uns ein Gegenstand einmal einen ausgezeichneten Dienst geleistet hat, so heftet sich ein ganz neues Gefühl an die früher von ihm gebildete Vorstellung an, und war es ein ausserordentlich wichtiger Dienst, so können Vorstellung und Gefühl für immer unzertrennlich verbunden bleiben.“ Wir betrachten das erprobte Objekt mit einer gewissen Dankbarkeit. So kommt es, dass man sich gar nicht bewusst ist, dass an sich kein Ding wertvoll ist oder wertlos, sondern unser Fühlen es erst dazu macht.

Wir kommen zu der Frage: Welchen Objekten kommt wirtschaftlicher Wert zu? Die Antwort Jennings', die sich aus dem bisher Gesagten ergibt, muss zunächst lauten: Durchaus nicht allen Gegenständen schlechthin, die geeignet sind oder für geeignet gehalten werden ein menschliches Bedürfnis zu befriedigen. Unser Autor verfällt nicht in den Fehler vieler seiner Vorgänger die Nützlichkeit eines Gutes mit seinem Wert zu verwechseln: er fasst stets nur bestimmte Mengen ins Auge. Aus der Wahrnehmung, dass die Brauchbarkeit eines Gutes umsomehr abnimmt, je mehr davon den Sinnen dargeboten wird, folgert er[2]): „Im gleichen Verhältnis wie Gegenstände weniger reichlich vorhanden sind, muss irgend ein beschränkter Vorrat davon für wertvoller gehalten werden, und im gleichen Verhältnis wie die Gegenstände reichlicher vorhanden sind, muss der Vorrat für desto wertloser gehalten werden; denn der Wert jedes Gutes verflüchtigt sich bei Anwachsen des Vorrates.“ Zu dem Wertelement der Nützlichkeit kommt also noch hinzu das der Seltenheit. Auch dies letztere ist nichts Objektives, sondern bestimmt durch die Verhältnisse des Subjekts; nicht nur der Gesamtvorrat des betreffenden Gutes wirkt wertbestimmend, sondern

[1]) *„When an object has rendered us a signal service, a totally new feeling becomes attached to the Conception which had been previously formed of it, and, if the service is of extreme importance, the Conception and the feeling may remain ever after inseparable.“ N. E. S. 168.*

[2]) *In proportion as objects are less abundant, any limited quantity must be held more valuable, and in proportion as they are more abundant, it must be helt less valuable, the Value of Every Commodity being dissipated as it increases in quantity.“ N. E. S. 208 f.*

hauptsächlich die Grösse des jeweils dem Subjekt zur Verfügung stehenden Vorrates. Damit ist das Dogma von der Antinomie des Gebrauchswertes und des Tauschwertes stillschweigend widerlegt. Jennings geht auf die beiden durch Adam Smith berühmt gewordenen Beispiele vom „Wasser“ und vom „Diamanten“, die zur Veranschaulichung des Satzes dienen sollten, ein, freilich ohne ausdrücklich den Meister zu erwähnen.

Die Frage: „Warum hat das Wasser keinen Wert?“ ist falsch gestellt, behauptet Jennings. Als ganzes hat das Wasser den grössten Wert; man muss beschränkte Mengen davon betrachten. Diese haben solange keinen Wert als sie durch beliebige andere Mengen ersetzt werden können. Sowie aber diese Ersetzung unmöglich geworden ist, ist zu dem Moment der Brauchbarkeit das der Seltenheit hinzugekommen und wird das Wasser, z. B. inmitten der Wüste, zum wertvollsten Gegenstand. Ebensowenig darf man fragen: wann ändert Korn, Öl oder Wein seinen Wert? sondern: wann ändert eine bestimmte Menge davon ihren Wert?

Ferner: die Diamanten haben nicht nur Tausch-, sondern auch Gebrauchswert: sie befriedigen ein Bedürfnis solchen Gesellschaftsklassen, die genug Mittel zur Befriedigung aller vordringlicheren Bedürfnisse haben, und gehören unter den sekundären Gütern zu den seltensten[1]).

Ein drittes von Jennings aufgestelltes Erfordernis, dass nämlich der Gegenstand, dem Tauschwert zugeschrieben werden soll, unter dem Schutze von Eigentumsrechten stehen muss, ist lediglich eine Konsequenz der rechtlichen Grundlage jeder den Tausch kennenden Volkswirtschaft.

So war, zum erstenmal im Lande Adam Smiths, die Erkenntnis ausgesprochen, dass der Tauschwert nichts dem Gebrauchswert Entgegengesetztes, sondern nur eine Unterart desselben sei, und damit der Kostenwerttheorie eine wichtige Stütze entzogen. Dieses Verdienst unseres Gelehrten wird nicht geschmälert durch den Umstand, dass andere Forscher

[1]) *Leider nennt Jennings dieses „Bedürfnis nach Diamanten“ nicht beim Namen; ob er es fertig gebracht hätte, auch dieses physiologisch, als ein visuelles, zu bezeichnen?*

vor ihm ähnliche Gedanken ausgesprochen hatten; entweder waren diese keine Nationalökonomen gewesen, die ihre Ansichten für diese Wissenschaft hätten genügend fruchtbar machen können, oder aber sie waren nur einem kleinen Kreis, unter dem sich auch Jennings selbst, wie es scheint, nicht befand, bekannt geworden.

Zu einer erschöpfenden Auffassung des Wertproblems gehört aber auch die Betrachtung der Arbeit. Sie war Adam Smith der wichtigste, Ricardo und seinen Anhängern nahezu der ausschliessliche Wertbestimmungsgrund gewesen Wie ist sie vom Standpunkte der subjektiven Werttheorie aus unterzubringen? Die Arbeit erscheint uns als ein die Menge der beliebig vermehrbaren Güter wesentlich beeinflussendes Moment[1]). Es wird also je nach dem Grenznutzen eines Gutes auf seine Herstellung mehr oder weniger Arbeit verwendet werden. Dies war auch schon Gossens Auffassung. Jennings widmet der Arbeit ebenfalls eingehende Forschungen — aber er bleibt hier fast ganz in der Physiologie stecken. Wir lernen da zunächst ein „Gesetz der zunehmenden Schmerzlichkeit der Arbeit" kennen. Es beruht auf denselben Prinzipien wie das beim Genuss in Erscheinung tretende Gesetz des abnehmenden Reizes: Die Arbeit gewährt, wenn das Subjekt nicht indifferent bleibt, zu Anfang Befriedigung, Lustgefühle treten auf. Allmählich verwandeln sie sich mehr und mehr in Unlust-, in Schmerzgefühle und zwar rascher als das Mass der Arbeit zunimmt. „Zwischen[2]) dem Punkt, wo die Anstrengung beginnt, und dem Punkt, wo Schmerz erduldet wird, verändert sich ganz offenbar der Grad der Schmerzempfindungen nicht ebenso wie die Menge geleisteter Arbeit, sondern er steigt viel rascher, so wie die Hemmung eines sich bewegenden Körpers durch einen Widerstand leistenden Gegenstand."

[1]) *Vgl. Brentano, Entw. d. Wertlehre, S. 73 f.*

[2]) *„Between the point of incipient effort and the point of painful suffering, it is quite evident that the degree of toilsome sensations endured ... does not vary directly as the quantity of work performed, but increases much more rapidly, like the resistance offered by an opposing medium to the velocity of a moving body." N. E. S. 118.*

Jennings erläutert diesen Gedanken an folgendem Beispiel: Angenommen, für mehrere Arbeiter beträgt der Arbeitstag zehn Stunden. Er werde reduziert auf fünf Stunden: der Betrag der geleisteten Arbeit würde dann ebenfalls um die Hälfte sich mindern, die Empfindungen aber wären dann vielleicht noch gar nicht schmerzlich, sondern lustvoll. Er werde aber auf zwanzig Stunden erhöht: einer verdoppelten Menge Arbeit stünde dann ein nicht nur verdoppelter Grad von Schmerzgefühlen entgegen, sondern sie wären ins unerträgliche angewachsen.

Diesen Satz mitsamt dem Beispiel übernahm Jevons ebenso wie die Darlegungen unseres Autors über das Gesetz des abnehmenden Reizes wörtlich zur Begründung der Grenznutzentheorie[1]). Er nahm keinen Anstoss an dem Beispiel, und doch können wir es uns nicht versagen auf eine Jennings dabei untergelaufene Ungenauigkeit des Ausdrucks hinzuweisen. Die unbestreitbare Tatsache der unverhältnismässigen Zunahme des Schmerzes hat im Gefolge eine sich steigernde Herabdrückung der quantitativen wie der qualitativen Leistung. Einer verdoppelten Arbeitszeit steht also nicht eine verdoppelte Menge Arbeit zur Seite, weder wenn man „Arbeit“ (work) als Arbeitsleistung noch als Arbeitsergebnis auffasst. Gerade mit dieser Frage hat sich seither die Psychologie und neuerdings auch die Nationalökonomie[2]) eingehend beschäftigt. Als die volkswirtschaftlich wichtigste Konsequenz dieses Gesetzes ergab sich, dass die Verlängerung der Arbeitszeit über das „Optimum“ hinaus unwirtschaftlich ist, und damit die völlige Unrichtigkeit des oben (S. 5) angeführten Senior'schen Satzes.

Jennings begnügt sich mit der Verwertung des Gesetzes zur Widerlegung der Arbeitswerttheorie. Wenn es wirklich die auf ein Produkt verwendete Arbeit wäre, die dessen Wert bestimmt, so müsste ein Gut umso mehr Wert besitzen, je mehr Arbeit (sei es wirkliche oder sei es „gesellschaftlich notwendige“) auf seine Herstellung verwendet wurde. Ist aber die Arbeit die Erregerin immer schmerzlicherer Gefühle,

[1]) *W. St. Jevons a. a. O. S. 166 f.*

[2]) *Vgl. insb. L. Brentano, Üb. d. Verhältnis von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleistung. 2. A. Lpz. 1893.*

so — hier[1]) taucht, wo ein wirtschaftliches Argument viel brauchbarer wäre, ein philanthropisches auf! — muss man die Forderung erheben: Nur soviel Arbeit darf auf die Herstellung eines Gutes verwendet werden, bis das danach bestehende Bedürfnis aller Volksklassen befriedigt werden kann, nicht mehr! Ein Einwand gegen diese Beweisführung liegt nahe: solange eine Nachfrage nach einem Gut besteht, und der Hauptgrund der Nachfrage ist ja das Bedürfnis, solange muss dieses produziert werden, auch wenn es nur unter den drückendsten Umständen möglich ist. Wie viel wirksamer und richtiger wäre es also statt dessen zu sagen: Die Arbeit kann gar nicht als etwas Homogenes angesehen werden; folglich ist sie als hervorragendster oder einziger Wertbestimmungsgrund nicht brauchbar. „Negativen Wert" schreibt auch Jennings der über das „Optimum" ausgedehnten Arbeit zu[2]).

Eine einzige nationalökonomisch-psychologische Konsequenz zieht Jennings — und auch diese nur andeutungsweise — aus dem Begriff dieses „negative value".

Das Verlangen nach Akkumulation der Güter entspringt aus der Vorstellung des positiven und negativen Wertes[3]). Gemeint ist die Fürsorge für Zeiten des Alters und der Krankheit sowie für die kommende Generation durch Ansammeln der Güter. Die Annahme dieses Prinzips genügt dem Verfasser aber nicht; er glaubt vielmehr zur Erklärung des Akkumulationsproblems auf ein „geistiges Prinzip von merkwürdiger und ganz paradoxer Natur" verweisen zu sollen, das er dem Lehrbuch eines Psychologen verdankt[4]): „Eine Übertragung der Zuneigung von Empfindungen und Vorstellungen auf ihre materiellen Ursachen findet statt, und infolge dieser Übertragung erlischt das Verlangen nach Erlangung der ersteren, ein Verlangen nach Er-

[1]) *Soc. Del. S. 168.*
[2]) *z. B.: N. E. S. 187.*
[3]) *N. E. S. 187.*
[4]) *„A transference of affection from Sensations or Ideas to their material causes takes place, and in consequence of this transference a desire to attain the former ceases to be, and a desire to attain the latter becomes an efficient motive of conduct." N. E. S. 190.*

langung der letzteren wird ein wirksamer Beweggrund zum Handeln."

Auf demselben geistigen Prinzip beruht das Streben des Geizigen nach Anhäufung möglichst vieler Geldstücke, also eine pathologische Erscheinung! Jennings verkennt also vollständig die Motive des Kapitalisten: dieser will ja gerade seinen Besitz nicht „akkumulieren", sondern ihn produktiv verwenden. Nicht die Liebe zu den Machtmitteln beseelt ihn, sondern der Wille zur Macht selbst. Diesen kennt freilich Jennings, wie wir schon zu Anfang sahen, nicht als ein wirtschaftlich in Betracht kommendes Bedürfnis; er steht der Erscheinung des Kapitalismus zunächst verständnislos gegenüber und sieht sich dann gezwungen auf ein allerdings „merkwürdiges und ganz paradoxes geistiges Prinzip" zurückzugreifen. Er fühlte aber doch wohl selbst die Schwäche dieser Position und behandelt das ganze Problem, auf das ihn die Bezeichnung der Arbeit als Trägerin eines negativen Wertes hingeführt hat, nur ganz kursorisch.

Viel liebevoller ist die Betrachtung der Arbeit und ihrer Unterarten. Er entdeckt da, dass die Zunahme des Schmerzgefühls bei der geistigen Arbeit geringer ist als bei der körperlichen. „Wie die Zunahme der geistigen Arbeit von vergleichsweise geringer Zunahme von Schmerzempfindungen begleitet wird, so wird auch jede Verringerung der Dauer geistiger Arbeit von vergleichsweise geringer Empfindungsänderung begleitet[1])." Dementsprechend ist das Behagen, das wir unmittelbar nach Unterbrechung angestrengter Arbeit empfinden, bei der physischen grösser als bei der psychischen. Die Richtigkeit dieser Beobachtung ist seither von der psychologischen Wissenschaft anerkannt worden; sie nimmt zur Erklärung der in Frage kommenden Tatsachen entweder an, dass die Ermüdung bei der geistigen Arbeit tatsächlich nicht so rasch auftritt wie bei der physischen, „vielleicht weil dort die Arbeitsgebiete weniger scharf abgegrenzt sind als

[1]) „... *As the increase of Mental Labour is attended with comparatively little increase of toilsome sensations, so also any diminution in the duration of Mental Labour is attended with comparatively little change of sensation.*" *N. E. S. 121 f.*

bei den Bewegungen unserer Glieder“[1]) oder dass die Ermüdung sich bei geistiger Anstrengung ebenso früh einstellt wie bei körperlicher, nur nicht messbar ist, da sie keine objektiven, der methodischen Beobachtung zugänglichen Wirkungen hervorbringt[2]). Die hier sich zeigende offenkundige Verschiedenheit der beiden Arten der Arbeit ist zweifellos auch dem Nationalökonomen bei der Arbeitsbewertung beachtenswert. Erst die letzten Jahrzehnte haben uns die Untersuchungen eines Abbe, Kraepelin und anderer Gelehrten geschenkt und damit dem Nationalökonomen neue Gebiete erschlossen; Jennings aber darf sich rühmen auch hier ein Bahnbrecher gewesen zu sein.

Gossen hatte wenigstens das Gesetz der zunehmenden Schmerzlichkeit der Arbeit erkannt. Er verwandte es besonders zur Analysierung des Tausches, während es, wie er meinte, auf die Regelung der Produktion erst in einem Idealstaat Einfluss bekommen könnte. Auch Jennings will den Gang der Produktion dem erwähnten Gesetz unterordnen; diese Forderung verbindet er mit der Missbilligung der übertriebenen Luxusbedürfnisse der oberen Klassen, ihrer „artificial, if not unnatural, tastes and desires“[3]), die volkswirtschaftlich nutzlose, daher nur schädlich wirkende Arbeit hervorriefen. Nicht bezieht er aber das Gesetz merkwürdigerweise auf die Probleme des Tausches. Einen Satz wie den bei Gossen[4]) sich findenden: der Wert eines Produktes vermindere sich um genau soviel, wie die Beschwerde der Herstellung als solche zu schätzen sei, sucht man bei Jennings vergebens. Er setzt positiven und negativen Wert nicht in nähere Beziehung.

Nachdem er untersucht hat: was ist Wert? wie kommt Werturteil und Wertvorstellung im menschlichen Geist zustande? welchen Gegenständen misst der Mensch wirtschaftlichen Wert bei? welche Arten von Wert sind denkbar? geht

[1]) *E. Kraepelin, Zur Hygiene der Arbeit. Neue Heidelb. Jahrbb. Bd. VI, 1896, S. 223.*

[2]) *Edw. Thorndike, Mental Fatigue. Psychol. Review Bd. VII. 1900. S. 466 ff.*

[3]) *Soc. Del. S. 38.*

[4]) *Gossen a. a. O. S. 35.*

Jennings über zu der Frage: wodurch wird der Wert gemessen? Die Antwort lautet: im allgemeinen durch das Geld. Die psychologischen Phänomene, wodurch es ermöglicht wird, dass ein materielles Instrument zur genauen Messung geistiger Vorgänge brauchbar wird, sind: die Vergleichung der Fähigkeit der verschiedenen in Betracht kommenden Güter Bedürfnisse zu befriedigen sowie die Abstraktion. Das Ergebnis dieser, meist unbewusst vor sich gehenden Tätigkeiten verschmilzt mit der Vorstellung des Gutes selbst. „So[1]) kommt es, dass durch die wunderbare Alchemie des Geistes — Gedächtnis, Vertrauen auf die Zukunft, Vergleichung und Abstraktion — das Gefühl der Befriedigung gegebenenfalls in die Vorstellung des Werts hineinwächst.“ So handelt jeder Käufer und Verkäufer nicht nur unter Berücksichtigung seiner eigenen Gefühle sondern auch im Hinblick auf die Masse der übrigen für den betreffenden Markt in Betracht kommenden Menschen. Dabei unterwerfen sich die beiden entweder blind der augenblicklichen Preislage oder sie ziehen scharfsinnig die wahrscheinliche Gestaltung der nächsten Zukunft in Rechnung, jedenfalls aber entscheidet der Grad der Befriedigung, welche von der Konsumtion bestimmter gegenwärtiger oder zukünftiger Mengen abzuleiten ist.

So kommt der Preis zustande; dieser ist nicht dasselbe wie der Wert, sondern der übliche Wertmesser[2]). So ist die Preistheorie des Jennings fast identisch mit der des Jevons. Fehlt es bei jenem auch noch an der präzisen Fassung des Gedankens, dass der „Grenznutzungsgrad“ für das Verhältnis, in dem die Güter ausgetauscht werden, bestimmend sei, so spricht er doch schon von der von einer bestimmten zu Markt gebrachten Gütermenge erwarteten Brauchbarkeit zur Bedürfnisbefriedigung. „Man wird bemerken,“ schreibt er[3]), „dass die so angezeigten Wertgrade nicht genau

[1]) *„It is thus, that by the wonderful alchemy of mind — by Memory, Confidence in the future, Comparison and Abstraction ... — the feeling of satisfaction eventually grows into the conception of Value.“ N. E. S. 180 f.*

[2]) *Soc. Del. S. 67.*

[3]) *„It will be remarked that the degrees of Value thus indicated would not exactly coincide with the conception entertained by either of the*

zusammenfallen, mit der Vorstellung, die jeder der Partner beim Austausch hegt, sondern den Durchschnitt der von ihnen den Gütern beigelegten verschiedenen Wertgrössen darstellen; wäre es anders, so hätte keiner der Partner eine Veranlassung zu tauschen: ihr einziges Motiv, warum sie tauschen, ist ja dies, dass sie im Geist jedem Gute verschiedene Wertgrade zuteilen. Der Wertbetrag, der so angezeigt wird, ist also genau der durchschnittliche — derselbe, über den wir unterrichtet sein wollen, wenn wir es nicht mit einem Individuum sondern mit einer Gesellschaft zu tun haben." Derselbe Gedanke erscheint bei Jevons[1]) in epigrammatischer Zuspitzung: „Thus, our laws of Economy will be theoretically true in the case of individuals, and practically true in the case of large aggregates."

Bei der Untersuchung der Erscheinungen des Austausches verlässt aber Jennings das Gebiet der nationalökonomischen Theorie. Er fordert die Einmischung des Staates, zeigt sich überhaupt, im Gegensatze zu Gossen, der die ungehinderte Wirksamkeit der von ihm gefundenen „Gesetze" in einem schrankenlose Freiheit gewährenden Staat erwartete, als einigermassen staatssozialistischer Gelehrter. Dies verrät sich z. B. in den Worten: „Ein zivilisiertes Volk ist offenbar ein organischer Körper. In diesem Annäherungszustand (an das Ideal eines Kulturvolkes), der bei jedem zivilisierten Volke zu finden ist, können wir uns in der Tat versichert halten, dass der wahren Definition organischer Körper Genüge geleistet wird — denn jeder Teil übt Wirkung auf die übrigen Teile aus und empfängt deren Rückwirkung." Diese orga-

parties to the Exchanges, but would represent the medium of the amounts of Value attached by them severally tho the Commodities; if it were otherwise, neither of the exchangers would have any inducement to exchange, their only reason for exchanging being, that they mentally attach different degrees of Value to each Commodity. The amount of Value therefore which would be thus indicated is precisely that average amount which we require to be informed of when dealing, not with an individual, but with a community." N. E. S. 232 Anm.

[1]) *Jevons a. a. O. S. 90.*

[2]) *„A civilized nation is evidently an organic body ... In that approximate state, indeed, which is found in every civilized nation, we may feel assured that the true definition of organic bodies is satisfied, - each of its several parts affects, and is affected by, the rest." N. E. S. 217.*

nische Auffassung führt zu andern praktischen Forderungen als den von dem liberalen Gossen aufgestellten.

In dem Staatsorganismus sind nach Jennings[1]) zwei Gebilde für den Nationalökonomen von verschiedener Bedeutung: Regierung und Volk. Jene handelt aufgrund der würdigsten Motive, dieses, obwohl millionenköpfig und millionenhändig doch von einem Geiste beseelt und wie ein Mann handelnd, wird von verschiedenen Interessenphären beeinflusst. Jennings will zwar nicht an dem Satze zweifeln, dass jeder, der sein eigenes Interesse verfolgt, zum gemeinsamen Besten aller handle, aber er sagt: die Erfahrung beweist leider, dass das Interesse der einflussreichsten Individuen nicht selten dem öffentlichen entgegengesetzt ist. Daraus erwächst einer modernen Staatsleitung die Aufgabe[2]) „sie im Verfolgen ihres ungebührlichen und unsicheren Gewinnes aufzuhalten — für die unmittelbare Verbindung von Intelligenz und freier Inangriffnahme eines Unternehmens zu sorgen — darüber zu wachen, dass der Verbrauch eines Volkes seine Produktion nicht übersteige, dass ein gehöriges Mass von Gütern dem ärmsten Bürger zugänglich ist, dass der Akkumulationsfuss mit dem Wachstum der Bevölkerung zunehme."

Diese Auffassung, welche die Herkunft von der Manchesterschule weder verleugnen kann noch will, ist doch gleich weit entfernt vom extremliberalen wie vom sozialistischen Dogma und mutet einheitlicher und geschlossener an als die J. St. Mills, der im allgemeinenz war ein Gegner jeder staatlichen Einmischung ist, aber eine grosse Reihe von Ausnahmen hievon statuiert.

Der praktische Teil der „Natural Elements" zerfällt in zwei Abschnitte: der eine beschäftigt sich mit der Statik, der andere mit der Dynamik der Volkswirtschaft. Diese

[1]) *N. E. S. 220 ff.*

[2]) *„to check their pursuit of undue or uncertain profit — to provide for the immediate communication of intelligence and the free exertion of enterprise — to watch that the Consumption of a people does not exceed its Production, that a reasonable proportion of Commodities is within the reach of the poorest citizen, that the rate of Accumulation advances with the increase of Population." N. S. S. 222.*

Namen, von A. Comte übernommen, bezeichnen bei Jennings, anders als bei diesem und J. St. Mill, die Probleme des Austausches bezw. der Produktion: bei jenem sei der Zeitverfluss nicht wesentliches Moment, ein Längsschnitt ergebe ein richtiges Bild von ihm, während die Produktionsvorgänge natürlich nicht aus der Zeit herausgeschält werden könnten. Jevons hat ebenso gedacht[1]): „It is only as a purely statical problem that I can venture to treat the action of exchange" — bei Betrachtung der Produktion stellt er das Zeitmoment mit in Rechnung. Ein Unterschied zwischen Jevons und Jennings besteht hier nur darin, dass Jevons die statische Methode zur theoretischen Untersuchung über das Wesen des Austausches anwendet, während Jennings das Gesamtgebiet der praktischen Nationalökonomie in das Bereich von Statik und Dynamik zerlegt. Hier wie dort ist das Geld das wichtigste, fast das einzige Mittel zur Beobachtung der wirtschaftlichen Lage wie auch zur Einwirkung auf sie. In Geld drückt sich sowohl Preis wie Zinsfuss aus; aus jenem ist die Marktlage, aus diesem der Produktionsgrad zu erkennen.

Wenn, wie oben gesagt wurde, die durchschnittliche Höhe der Preise durch den Grad von Nutzen bestimmt ist, der dem letzten zur Bedürfnisbefriedigung erforderlichen Teilchen der Ware zugeschrieben wird, so ist daraus, dass der Preis eines primären Gutes niedrig ist, zu entnehmen: in diesem Zeitpunkt ist mindestens soviel Vorrat davon am Markte als zur Befriedigung des Bedürfnisses notwendig ist; daraus, dass er hoch ist, kann der Schluss gezogen werden, es sei zu wenig davon vorrätig. Im letzteren Fall, folgert Jennings, hat sich die Produktion zu stark auf die sekundären Güter geworfen. Jeder Käufer hat also, und zwar je reicher er ist, desto mehr, die Macht, die Preise der primären Güter herabzudrücken; ihm erwächst aus seinem Geldbesitz die soziale Pflicht richtig einzukaufen d. h. von sekundären Gütern nur soviel als hergestellt werden können ohne Vernachlässigung der Produktion primärer Güter. Von dieser Verantwortlichkeit des Geldbesitzers handelt ein ganzes Kapitel der „Social Delusions"; in seinem Hauptwerk ver-

[1]) *Jevons a. a. O. S. 93.*

weilt der Autor hierbei nicht lange. Er erkennt, dass der einzelne nicht immer aus derartigen Motiven heraus handeln will oder handeln kann, und fordert daher eine Einwirkung des Staats. Dieser soll bei neuaufkommenden wirtschaftlichen Unternehmungszweigen seine (aufgrund seiner Übermacht leicht zu erlangenden) Informationen den Beteiligten zukommen lassen. Vor allem aber soll er die Verteilung der Steuerlast vornehmen in Rücksicht auf den Zweck die sozialen Verschiedenheiten möglichst zu nivellieren und missliche Praktiken zu verhüten. Jede Steuer, die das Einkommen belastet, beschränkt das betroffene Individuum in seinen Ausgaben: es wird infolge davon prozentual mehr für primäre als für sekundäre Güter ausgeben und damit die Produktion der letzteren regulieren. Dasselbe erreicht die Staatsgewalt durch die indirekten Steuern: von diesen sollten je nach Bedarf diejenigen am meisten betroffen werden, denen zuliebe die primären Güter in geringerer Menge als nötig hergestellt werden. Jennings verkennt nicht die Schwierigkeiten, die sich aus der Überführung der Arbeiter von einem Produktionszweig in den andern ergäben, hält diese aber doch für das kleinere Übel im Vergleich mit den sozialen Notständen seiner Zeit, die er für die praktischen Folgen des Herrschens der Arbeitswerttheorie hält. Ebenso verfolgt er in den „Social Delusions“ seine Idee das „lene tormentum“ der Besteuerung für soziale Zwecke zu gebrauchen, indem er durch eine Steuer auf männliche Dienstboten und Ladenverkäufer Ersetzung der männlichen durch weibliche Kräfte, wo diese ausreichen, erstrebt, wodurch die Produktivkraft des Volkes gehoben werden soll. Durch eine Steuer auf gewerbliche Kinderarbeit will er das heranwachsende Geschlecht aus den Fabriken in die Schulen überführen. Am weitesten aber geht der kühne Vorschlag[1]) zu sozialen Zwecken eine Erbschaftssteuer in den Fällen, wo der Erblasser „without leaving near relations“ stirbt, zu erheben. Jedenfalls, glaubt Jennings, sei man heute noch nicht in der Lage Steuern rein fiskalischen Charakters gutheissen zu können, wenn er auch auf eine Zeit hofft, wo die sozialen Ungleichheiten soweit

[1]) *N. E. S. 242 f.*

beseitigt werden. dass rein fiskalische Steuern erhoben werden können.

Der utopistische Charakter solcher Vorschläge tritt deutlich genug hervor. Man fragt sich zunächst: für welches Wirtschaftsgebiet gilt denn das Gesagte? Haben wir es mit einem Staat ohne Zollschranken zu tun, so kann die Staatsgewalt in der geschilderten Weise auf die Produktion nicht einwirken: belegt sie gewisse Luxusgüter mit noch so hohen Steuern, so sinkt darum der Lebensmittelpreis noch nicht. Und handelt es sich um ein Land, in dem z. B. Kornzölle bestehen, so ist das geeignete Mittel den Kornpreis zu erniedrigen die Ermässigung oder Beseitigung der Zollsätze. Nur in einem Staat, in dem völlige Autarkie verwirklicht ist. könnten Jennings' Vorschläge einen Sinn haben; jedoch nicht einmal hier wären sie unbedingt richtig, z. B. nicht im Fall einer Missernte. Der sozialistische Weltstaat war Jennings doch wohl eine noch unbekannte Vorstellung; in diesem wäre die Durchführbarkeit dieser Gedanken allein theoretisch denkbar.

Aber auch vom finanzwissenschaftlichen Standpunkt aus erweist sich die Unmöglichkeit die geschilderten Anregungen praktisch zu verwirklichen. Der moderne Staat muss seine Steuereinnahmen aus viel regelmässiger und sicherer fliessenden Quellen ableiten als die Luxusbesteuerung ist. Diese kann ihrer Natur nach nur eine minder wichtige Steuerart sein: schrumpft ja doch bei Eintritt des sozialpolitischen Erfolges ihr Ertrag automatisch zusammen! Die Erhebung einer Erbschaftssteuer zu rein sozialpolitischen Zwecken wäre ein Luxus, den sich kein Staatshaushalt gestatten könnte. Auch eine progressive Einkommensteuer muss in erster Linie fiskalische Zwecke verfolgen, soziale Aufgaben im Sinne einer Nivellierung der Standesverschiedenheiten kommen der Besteuerungspolitik nur sekundär zu.

Somit erweisen sich die für die „Statik" der Nationalökonomie von Jennings gemachten Reformvorschläge als praktisch unfruchtbar.

Das Geld ist nach unserm Autor auch in der „Dynamik" der Volkswirtschaft zugleich Anzeiger der Situation und Instrument des Eingreifens. Der Zinsfuss ist der Exponent

des jeweiligen Produktionsgrades. Mindestens sobald in einem Volke der Handel entsteht, kommt auch das Leihen auf[1]). Die Güter werden hergeliehen nach ihrer Tauglichkeit im Produktionsprozess verwertet zu werden, daher richtet sich der Betrag der Miete in erster Linie nach dem Grade dieser Tauglichkeit. Wird nun Geld der Generalrepräsentant aller Güter und selbst gegen Geld hergeliehen, so ist der dafür bezahlte Betrag, der Zins, vor allem bestimmt durch die Tauglichkeit der Güter, welche das hergeliehene Geld eigentlich vertritt, den Produktionszwecken zu dienen. „Der Zinsfuss[2]) wird so ein natürlicher Exponent der Produktionskraft der Industrie, oder er stellt nach Berücksichtigung des Einflusses störender Umstände einen zuverlässigen Anzeiger des Produktionsgrades dar."

Welches sind aber diese „störenden Umstände?" Die wichtigsten fasst Jennings zusammen unter dem Namen „Geldmarkt". Dessen beide Komponenten: Schwankungen im Kredit der Geldbegehrenden und solche im angebotenen Geldvorrat lassen sich auflösen in die schon erforschten psychologischen Phänomene: Vertrauen auf die Zukunft und Variationsgesetz (der Wert verändert sich im umgekehrten Masse, aber in höherem Grade als die Menge), und so glaubt unser Autor über diese und andere, weniger wichtige Umstände bei dieser Skizzierung rasch hinweggehen zu können. Natürlich setzt die Brauchbarkeit des Zinsfusses als Massstabes für den Produktionsgrad die Kenntnis der übrigen wirtschaftlichen Verhältnisse konstanter Natur voraus.

Die Richtigkeit dieser Gedanken ist nicht zu bezweifeln — trotz ihrer unzureichenden Begründung. Die Brauchbarkeit der durch das Geld vertretenen Güter ist nur ein Moment. Gerade vom subjektiven Standpunkt aus erscheinen die Unternehmungslust und Unternehmungsfähigkeit sowie die Ansicht der Unternehmer von der Brauchbarkeit der

[1]) *N. E. S. 246 ff.*

[2]) *„The rate of the Interest of Money thus becomes a natural exponent of the productive power of Industry, or furnishes, when allowance is made for the influence of disturbing causes, a faithful index to the rate of Production." N. E. S. 247.*

Güter im Produktionsprozess wohl als die hervorragendsten Triebkräfte.

Die Einwirkung auf die dynamische Verfassung der Volkswirtschaft ist möglich auf dem Wege der Diskontpolitik. Jennings schlägt einen Lehrstuhl für wirtschaftliche Prognosen vor; von hier aus soll rechtzeitig auf entstehende Schwierigkeiten hingewiesen, hier soll die Höhe des Diskontsatzes bestimmt werden. Aufgabe der Staatsleitung wäre es in Zeiten der Hochkonjunktur vor zu grossem Optimismus zu warnen, in Zeiten der Depression aber möglichst viele Erleichterungen zu gewähren. Die genauere Ausführung dieser Gedanken suchen wir bei Jennings vergebens. Er beschränkt sich hinsichtlich der Kunst der Nationalökonomie auf Skizzen, die nur die Aufgabe haben anzudeuten, wie sich eine wohltätige Ausübung dieser Kunst auf die theoretischen Grundlagen stützen müsse, deren Darlegung das Interesse Jennings' stärker in Anspruch nahm.

Von der Richtigkeit seiner theoretischen Forschungsergebnisse ist unser Schriftsteller so fest überzeugt, dass er in den „Natural Elements" wiederholt die Hoffnung ausspricht, sie würden später einmal mathematisch formuliert werden. „Wir[1]) sind noch weit entfernt von der Kenntnis zahlenmässiger Gesetze, wie sie die höheren Wissenschaften auszeichnet, denen es gelungen ist nicht nur komplizierte Erscheinungen in ihre Bestandteile zu zerlegen sondern auch den genauen Betrag des Einflusses jedes dieser Bestandteile nach Art und Mass aufzuzeigen. Dieses Gebiet beansprucht von jetzt an die Betrachtung des wissenschaftlichen Nationalökonomen, auf ihm wird er in Zukunft seine Lorbeeren pflücken. Nur durch zahlenmässige Darlegung können Wahrheiten über jeden Streit hinausgehoben werden."

[1]) *„We are still far distant from this knowledge of* **numerical** *laws which is the characteristic of the higher branches of Science, that have succeeded not only in breaking up complex phenomena into their constituent parts, but also in ascribing to each of these parts its exact proportion of influence in kind and in degree. This is the field which now claims the attention, and will hereafter produce the laurels of the scientific Political-economist. It is only by numerical exposition that truths can be placed beyond the reach of controversy." N. E. S. 260.*

Diese Worte verraten gewiss eine Überschätzung der Bedeutung der Mathematik für unsere Wissenschaft. Umsomehr ist der vollständige Verzicht Jennings' nach diesen Lorbeeren zu greifen verwunderlich. Ob äussere Umstände ihn an einem solchen Versuch gehindert haben, darüber etwas zu sagen verbietet uns die oben erwähnte Unmöglichkeit über des Autors Schicksale irgend etwas in Erfahrung zu bringen. Wie seine gesamten Anschauungen, so klingen aber auch diese Wünsche wie ein Hinweis auf W. St. Jevons. Dieser hat die Mathematik in reichstem Masse zur Veranschaulichung derselben Gesetze herangezogen, die wir bei Jennings finden. Cournot, Dupuit, Gossen u. a. aber hatten schon vor Jennings die mathematische Methode zur Anwendung gebracht!

Zum Verständnis Richard Jennings' ist noch eine kurze Analyse seiner zweiten, kleineren Schrift „Social Delusions concerning Wealth and Want" notwendig, da in ihr zwar nicht in der theoretischen Begründung, wohl aber in den praktischen Konsequenzen neue Gedanken auftauchen, die in unserer Darlegung noch nicht vorgeführt werden konnten.

Dieses Buch beginnt mit einer lebhaften Polemik gegen die Vertreter der Arbeitswerttheorie; ein Zurückgehen auf die primitiven Verhältnisse des in der Geschichte der Nationalökonomie eine grosse Rolle spielenden „Robinson" lehrt, dass die Bedürfnisse den Menschen zu produktiver Tätigkeit treiben, dass dieser also nicht nach der auf die Herstellung des Gutes verwendeten Menge Arbeit, sondern nach der Brauchbarkeit des Gutes wertet. In diesen einleitenden Kapiteln zeigt sich bei Jennings eine stark ironische Ader; seine Ausfälle gegen die berühmtesten Namen werden durch Wiederholungen stark beeinträchtigt. Im vierten Kapitel wird das zweite Wertbestimmungsmoment, die Grösse des Vorrates, genannt und das Unbefriedigende und Unzureichende der Erklärungsversuche des Wertproblems mit Hilfe der Formel von Angebot und Nachfrage betont. Eine richtige Anschauung vom Wesen des Wertes sei nur mit Hilfe naturwissenschaftlicher Erkenntnis zu gewinnen; als die wünschenswerteste Hilfsdis-

ziplin bezeichnet der Verfasser die Psychologie, deren Resultate hierzu jedoch noch nicht umfassend und bekannt genug seien, während die Physiologie wohl verwertbar sei. Nur auf solcher exakten Erforschung der nationalökonomischen Probleme könne sich eine gute Politik aufbauen und daher — müsse die Wählerschaft einen politischen Kandidaten auf seine Stellung vornehmlich zum Wertproblem prüfen. „Bekennt[1]) er sich zu der Ansicht, der Wert bestehe in Geld, Land, Seltenheit, Arbeit, oder zu derjenigen, er sei ein geistiger Zustand, der vom Verhältnis der menschlischen Bedürfnisse und Begierden nach den uns für ihre Befriedigung und Erfüllung zur Verfügung stehenden Gegenständen abzuleiten ist?" Mit einer Stellungnahme im Sinn einer subjektiven Werttheorie wäre dann die Bürgschaft dafür geboten, dass er sich nicht des gesetzlichen Eingriffes in das Wirtschaftsleben enthalten wolle, wie es die Anhänger anderer Werttheorien fordern. Nur durch diese letzteren Ansichten konnte ein Zustand herbeigeführt werden, in dem Frauen harte Männerarbeit verrichten müssen, in dem die Produktion auf der angestrengten Tätigkeit „vieler kleiner Finger" mitberuht. Die dagegen vorgeschlagene Massnahme einer sozialpolitischen Besteuerung wurde schon oben erwähnt. Daran schliesst sich eine Mahnung an die besitzenden Klassen bei der Verwendung ihres Geldes sich durch Rücksicht auf das allgemeine Interesse leiten zu lassen. Auch in diesem Zusammenhang richtet Jennings seinen Appell nicht so sehr an das Unternehmertum als an die Konsumenten. Übrigens nimmt er hierbei die Ausgaben für literarische und künstlerische, für religiöse und wohltätige Zwecke von den „Luxusausgaben" aus — eine Inkonsequenz, die ihn doch zu einer Revision seines Luxusbegriffes hätte veranlassen sollen. Jennings' Urteil über die Mode ergibt sich aus dem Gesagten von selbst: soweit sie nicht auf einer Veredelung des Geschmacks, sondern allein auf der Sucht nach Neuheit be-

[1]) *„Does he profess to hold that Value consists in money, in land, in scarcity, in labour, or does he hold that it is a mental condition, resulting from the relation of human wants and appetencies with the objects vouchsafed to us for their satisfaction and gratification?"* Soc. Del S. 97 f.

ruht, hat sie in ihrem Gefolge die Unsicherheit vieler Beschäftigungsarten und dadurch Schwankungen in der Produktion, die grössten sozialen Übel. Die Erziehung der Erwachsenen untereinander durch Abwerfen törichter Vorurteile, namentlich aber die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts (ein Kapitel, das auch Adam Smith behandelt hatte), dies sind die Mittel die Menschheit allmählich zur Erkenntnis auch der nationalökonomischen Wahrheiten zu bringen. Ganz modern mutet die in diesem Zusammenhang erhobene Forderung an statt der Geisteswissenschaft die Naturwissenschaft in den Mittelpunkt der Lehrpläne zu stellen.

Damit schliesst das letzte Werk Richard Jennings'!

Wir haben nunmehr zu untersuchen, welche Wirkungen die dargelegten Gedanken Jennings' hatten.

Die Aufnahme seiner Werke seitens der Kritik war entweder zurückhaltend (Athenaeum 1856, S. 898) oder gar im ganzen ablehnend (Th. Hodgskin in „The Economist" 1856). Findet der eine Kritiker wenigstens die Art der Darstellung lobenswürdig und schliesst mit dem Urteil „The writer has evidently thought out his opinions, his plot of a possible Utopia", so kommt Hodgskin zu dem Ergebnis: „The book . . . rather carries the science back to ignorance and confusion than forward to knowledge and order." Zu einem Verständnis der eigentlichen Zwecke unseres Autors vermochten diese beiden nicht zu gelangen.

In einem fachwissenschaftlichen Werk erschien der Name Jennings zuerst bei Cairnes, The Character and Logical Method of Pol. Economy, London 1857. Leider setzte sich dieser Gelehrte — ein Anhänger der Kostenwerttheorie — nur in einer untergeordneten methodologischen Frage mit Jennings auseinander. Dieser bekennt sich nämlich in der Einleitung zu den „Natural Elements" zur Comte'schen Lehre von der Hierarchie der Wissenschaften und erklärt, nur aufgrund einer Kenntnis der einfacheren Tatsachengruppen könnten uns die komplizierteren Probleme der Nationalökonomie verständlich werden. Der Nationalökonome dürfe daher nicht gänzlich von den naturwissenschaftlichen Disziplinen absehen.

Soweit diese Material böten, das auf die Beziehungen zwischen dem Menschen und den austauschbaren Gegenständen Licht werfe, müssten auch sie von ihm herangezogen werden. Ganz offenkundig richteten sich solche Sätze gegen die klassische britische Schule, gegen die reine Deduktion. Betrachteten doch J. St. Mill und Cairnes selbst ihre Wissenschaft als eine lediglich „hypothetische"! Daher erscheint begreiflich, wie heftig der letztere gegen Jennings polemisiert. Er unterstellt ihm die Ansicht, bevor jemand nicht alle Disziplinen, die in der „Hierarchie" der Wissenschaften unter der nationalökonomischen ständen, beherrsche, könne er in dieser nichts leisten. Ironisch wirft dann Cairnes die Frage auf[1]), ob wohl irgend jemand ausser Jennings dieser Forderung genügen könne, und versichert tröstend, er sehe eine Notwendigkeit dazu gar nicht ein. Es ist dies offenbar ein Lieblingsargumeut von Cairnes, das er auch in seinem Essay „M. Comte and Political Economy"[2]) gegen den französischen Philosophen selbst ins Feld führt. Comtes Antwort auf solche Einwürfe pflegte zu lauten: Je schwieriger dies Studium ist, desto besser; dann werden sich nur die besten Köpfe darauf verlegen. Jennings aber kam einem solchen Einwand zuvor, indem er wiederholt die Einschränkung machte: der Nationalökonom braucht von der physiologischen und psychologischen Wissenschaft nur die Kenntnisse, die in Zusammenhang mit seiner eigenen Wissenschaft stehen. Dass er in seinen „Natural Elements" viele Partien eingeflochten hat, deren Zusammenhang mit der Volkswirtschaftslehre nicht ersichtlich ist, kann nicht geleugnet werden; allein dieser Mangel beruht nicht auf seinen methodologischen Ansichten. Bei seiner Vorliebe für die Naturwissenschaften findet er manchmal nicht so leicht ein Ende in der Erörterung physiologischer Probleme. Jedenfalls ist die Zurückweisung durch Cairnes unverdient scharf gewesen. Ebensowenig findet dessen Beifall die von Jennings ausgesprochene Hoffnung auf zahlenmässige Darlegung der nationalökonomischen Ge-

[1]) *Cairnes a. a. O. Appendix B. S. 226.*
[2]) *Zuerst erschienen in der Fortnightly Rev. 1870.*

setze. Er meint[1]), alle Wissenschaften, die deduktive und induktive Methode verbänden, also auch die Nationalökonomie, könnten nur eine „Tendenz zur Wahrheit" haben. Diese Ausstellung können wir nicht nur vom heutigen Standpunkt aus zurückweisen; schon zu Cairnes' Zeiten hätten Gregory King, Dupuit, Cournot und Gossen als Zeugen für die Brauchbarkeit der Mathematik beim Studium der Volkswirtschaft angeführt werden können.

Bis auf W. St. Jevons wird der Name unseres Gelehrten in keinem bekannt gewordenen nationalökonomischen Werke genannt. Senior allerdings schreibt 1863 in seiner Political Economy: „Nicht nur, dass es Grenzen gibt für die Lustempfindung, die eine jede Art von Gütern gewährt, sondern diese Lustempfindung nimmt auch in rasch wachsendem Mass ab, lange bevor jene Grenzen erreicht sind." Dieser Gedanke könnte auf Beziehungen zwischen Senior und Jennings hindeuten, wofür ein Nachweis jedoch nicht zu erbringen ist; auch wird es dadurch einigermassen unwahrscheinlich, dass Senior die Tragweite dieser Beobachtung nicht erkannt hat[2]).

Ähnlich verhält es sich mit Karl Menger, von dem M. Pantaleoni[3]) behauptet, seine „Grundsätze der Volkswirtschaftslehre" würden beeinträchtigt durch den Umstand, dass sie „ein sehr kühnes Plagiat" der Veröffentlichungen von Cournot, Gossen, Jennings und Jevons seien. Angesichts vieler auffallenden Übereinstimmungen zwischen Jennings und dem ihm unbekannten Gossen kann aber von der Notwendigkeit einer Abhängigkeit Mengers auch von Jennings nicht gesprochen werden. Andererseits freilich war ein Jahr zuvor W. St. Jevons' „Theory of Political Economy" erschienen, das die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf Jennings' „Natural Elements" hinlenkte.

Wie wir schon oben gesehen haben, sind es zwei Stellen, die Jevons' Beifall fanden: die ausführliche Begründung des „Gesetzes der abnehmenden Nützlichkeit" und des „Gesetzes der zunehmenden Schmerzlichkeit der Arbeit." Er konnte

[1]) *Cairnes a. a. O. S. 56 f., 110.*
[2]) *Vgl. hiezu Brentano, Entw. d. Wertlehre S. 64.*
[3]) *M. Pantaleoni, Economia pura. Firenze 1889, S. 121 Anm.*

sie in fast unveränderter Form übernehmen und zur Grundlage einer Werttheorie machen, die die Mathematik ausgiebig heranzog. Jennings' Hoffnungen fanden in ihm ihre Erfüllung. Jevons machte zugleich diese Gesetze für die nationalökonomische Wissenschaft viel mehr nutzbar. Er folgerte aus ihnen, dass wir die Güter nach ihrem Grenznutzen austauschen — was Jennings bekanntlich wohl angedeutet, aber noch nicht eigentlich ausgesprochen hatte — und dass sich die Mengen der ausgetauschten Waren umgekehrt wie die Produktionskosten der kostspieligsten d. h. der zuletzt gearbeiteten Teile verhalten[1]). Hiermit stellt Jevons den Zusammenhang der Konsumtions- und Produktionslehre aufs glücklichste her, während bei Jennings alles über die Arbeit Gesagte mit der Lehre vom Genuss nicht genügend verbunden ist, so dass eine Lücke klafft, über die man mit philanthropischen Klagen über unnötige Opfer der Arbeitskraft und über Luxus nicht hinweggetäuscht werden kann.

Die häufigste Berufung auf Richard Jennings findet sich in dem erwähnten Werk Maffeo Pantaleonis. Der auf dem Boden der Grenznutztheorie stehende italienische Gelehrte geht davon aus: die Ursache aller wirtschaftlichen Handlungen ist ein Bedürfnis d. h. das Verlangen über ein Mittel zu verfügen, das für geeignet angesehen wird eine schmerzliche Empfindung zu beseitigen oder ihr vorzubeugen oder eine lustvolle Empfindung zu erhalten oder zu erzeugen. Diese Definition der Bedürfnisse erinnert durch ihr Hervorheben des Empfindungsmomentes ganz an Jennings oder Gossen und die Ausführung der Theorie zeigt Pantaleoni als einen Bewunderer dieser beiden Vorgänger. Dem Jennings rühmt Pantaleoni eine noch eingehendere und feinere Analysierung des Gesetzes des abnehmenden Reizes nach als sie Gossen gelungen sei[2]), er bezeichnet ihn, Gossen und Jevons als diejenigen Schriftsteller, die zuerst und von einander unabhängig diese Lehre aufgestellt, erklärt und zur Basis jedes höheren nationalökonomischen Argumentes gemacht hätten[3]).

[1]) *W. St. Jevons a. a. O. S. 182.*
[2]) *M. Pantaleoni a. a. O. S. 38. Anm. 2.*
[3]) *M. Pantaleoni a. a. O. S. 43.*

Wenn er Jennings als den Entdecker eines zweiten, mindestens ebenso wichtigen Gesetzes bezeichnet, nämlich des Prinzips der Unterscheidung zwischen Spezial- und Gemeinsinnesempfindungen, so haben wir oben auf die Mängel hingewiesen, die diesem Teile der Jenningsschen Lehre anhaften, während die Betonung der mannigfachen Verschiedenheiten der primären und sekundären Güter als ein bleibendes Verdienst anerkannt werden muss. Ausgesprochenermassen verdankt Pantaleoni Jennings die Erkenntnis, dass ein Gut nur dasjenige sein könne, was wir bewusst mittels der Sinne wahrnehmen, also z. B. nicht „unbekannte Naturkräfte, unentdeckte Substanzen und Prozesse“[1]).

Auch die Lehre von dem Gleichgewicht der positiven und negativen Nützlichkeitsgrade führt der italienische Autor auf Gossen, Jennings und Jevons gleichmässig zurück[2]). Dass Jennings diese Theorie nicht aufgestellt hat, ist oben nachgewiesen worden. Immerhin hat er durch die genaue Erforschung der Zunahme der Schmerzgefühle bei ausgedehnter Arbeitszeit und durch die Erkenntnis der Verschiedenheit der Ermüdung, je nachdem es sich um geistige oder körperliche Arbeit handelt, wichtige Wahrheiten zuerst aufgezeigt.

Pantaleoni ist also im Gegensatz zu Cairnes ein Bewunderer des Jennings. Aber er sowohl wie Jevons haben sich begnügt auf unsern Autor nur gelegentlich hinzuweisen; eine Auseinandersetzung auch mit solchen Ansichten Jennings', die nicht ihren Beifall fanden, wäre für dessen Bekanntwerden wohl günstiger gewesen. Nach wie vor ist so sein Name fast unbekannt.

Eine kurz zusammenfassende Beurteilung des von Richard Jennings Geleisteten wird ergeben, ob ihm damit Recht geschah: Sein methodologisches Verdienst besteht unzweifelhaft darin, dass er zu einer Zeit, wo die britische und ausserbritische Nationalökonomie immer mehr erstarrte und in ausgetretenen Bahnen sich bewegte, während die aufblühenden Naturwissenschaften beachtenswerte Ergebnisse zu Tage förderten, diese in ihrer befruchtenden Bedeutung für die

[1]) *Ders. a. a. O. S. 79.*
[2]) *Ders. a. a. O. S. 295.*

nationalökonomische Forschung erkannt und zu nutzen versucht hat. Eine Anregung ward dem im ganzen utilitaristisch gerichteten Manne ferner durch die positivistische Philosophie des A. Comte vor allem hinsichtlich der Notwendigkeit genauen Studiums der Erscheinungen des Lebens auf induktivem Wege. Ihn aber deswegen für einen Comtisten zu erklären wäre, wie erwähnt, falsch. Nicht nur finden sich, etwa ausser terminologischen Anklängen, im einzelnen keine weiteren Gemeinsamkeiten[1]) zwischen Jennings und Comte; jener will auch die Volkswirtschaftslehre nur reformieren, nicht soziologisch revolutionieren. Das Streben nach dem grösstmöglichen Glück bedeutet auch für Jennings das oberste Prinzip des handelnden Menschen. Wenn er auch zur Beschränkung des Individuums durch die staatliche soziale Fürsorge gelangt, so ist er doch gerade in seinem System weniger auf die sozialen Massenerscheinungen als auf das Individuum eingegangen. Die physiologische und psychologische Erforschung des einzelnen wird eingehend vor den Augen des Lesers unternommen, die besonderen Grundlagen der gesellschaftlichen Probleme dagegen kaum gestreift. Sind nun aber die am Individuum gemachten Wahrnehmungen nicht auch stichhaltig und von Nutzen für die Nationalökonomie? Die Richtigkeit der meisten hat sich uns herausgestellt und ist heute nahezu unbestritten anerkannt. Die Verursachung der menschlichen Handlungen durch die Bedürfnisse, deren Unterscheidung nach mehr oder minder grosser Vordringlichkeit, die Begleiterscheinungen fortgesetzten Genusses und andauernder Arbeit, die Entstehung des Urteils über den Wert eines Gutes und die zwiefache Wirkung des Werturteils: Preisbildung und Produktionsgrad und -richtung: alle diese äusserst wichtigen Tatsachen erscheinen bei Jennings scharf herausgearbeitet.

Anderseits darf nicht verschwiegen werden, dass die Konsequenzen, die der Autor aus diesen Erkenntnissen zieht, hinter dem möglichen und von Gossen zum Teil schon

[1]) *Dass J. z. B. die Einteilung der Kulturepochen nach den Comteschen Gesichtspunkten der Theologie, der Metaphysik und des Positivismus weder annahm noch ablehnte, erhellt aus N. E. S. 150 f.*

erreichten Masse zurückbleiben. Die Wirksamkeit des Gesetzes vom abnehmenden Reize erkannte Gossen auch im Lebensganzen; Jennings hatte nur den einzelnen Konsumtionsakt im Auge. Die volle Tragweite des Gesetzes verstand er also doch noch nicht. Der Mensch stellt, wenn er wertet, nicht nur die einzelnen Konsumtionsakte und die durch sie ausgelösten Empfindungen in Rechnung, sondern alle zu einer Kette verbundenen; für diese Kette aber gilt wiederum das Gesetz von der Abnahme des Genusses bei häufiger Wiederholung.

Ebenso vermissen wir, wie schon oben gesagt, bei Jennings im Gegensatze zu Gossen die Prüfung des Einflusses der Produktionskosten - insbesondere der Arbeit — auf die Produktion. Dass Jennings als Wertbestimmungsgrund nur die Dringlichkeit des Bedürfnisses betrachtet hätte, kann man freilich nicht behaupten; er schrieb ja der Arbeit „negativen Wert“ zu. Aber diesen und andere Faktoren in Beziehung zu setzen mit dem „positiven Wert“ — das unterliess unser Schriftsteller. Dazu kommen manche Längen und überflüssigen Ausführungen, so z. B. das „Gesetz der gleichförmigen Fortdauer der grossen Tätigkeiten der Volkswirtschaft“[1]). Es soll darin zu finden sein, dass in einer Reihe aufeinanderfolgender Jahre annähernd der nämliche Betrag an verbrauchbaren Gegenständen konsumiert, diese Menge von Gütern auch produziert und dieselbe durchschnittliche Preishöhe aufrecht erhalten wird — unter Berücksichtigung der Schwankungen der Volkszahl und der Wirkungen natürlicher Ursachen. Finde eine Abweichung statt, so sei diese irgend welchen störenden Umständen zuzuschreiben. — Die Bedeutung eines solchen Gesetzes ist völlig unerfindlich. Jede Wissenschaft arbeitet mit der Annahme, dass gleiche Ursachen immer gleiche Wirkungen hervorrufen, dass unerwartete Wirkungen auf Hinzutreten neuer Ursachen schliessen lassen. Dieses Jenningsche „Gesetz“ ist also nur eine Konsequenz des Kausalitätsgesetzes.

Zu solchen sachlichen Mängeln kommen gewisse formale hinzu: die unverhältnismässige Ausführlichkeit und Wieder-

[1]) *N. E. S. 150.*

holung physiologischer und psychologischer Partieen, ein Hervortreten philanthropischen Predigertones an Stelle streng wissenschaftlicher Argumentation, der völlige Verzicht auf eingehendere Auseinandersetzung mit den häufig genannten Gegnern oder mit Vorgängern. Alle diese Umstände erschwerten den Zeitgenossen Jennings' die objektive Beurteilung der vielen neuen Gedanken, der neuen Methode, der wir in seinen beiden Schriften begegnen. Trotz der Mängel schuldet ihm die subjektive Werttheorie Dank als einem ihrer Mitbegründer.

Verzeichnis

der hauptsächlich benützten Literatur.

L. Brentano, Die Entwickelung der Wertlehre. München 1908, Sitz.-Ber. d. K. b. Akad. d. Wissensch.

Derselbe, Versuch einer Theorie der Bedürfnisse, München 1908, Sitz.-Ber. d. K. b. Akad. d Wissensch.

Derselbe, Über das Verhältnis von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleistung. 2. Aufl. Leipzig 1893.

J. E. Cairnes, The Character and Logical Method of Political Economy. London 1857.

F. Cuhel, Zur Lehre von den Bedürfnissen. Innsbruck 1907.

H. Gossen, Entwicklung der Gesetze des menschl. Verkehrs und der daraus fliessenden Regeln für menschliches Handeln. Braunschweig 1854.

W. St. Jevons, Theory of Polilical Economy. London 1871, 3d ed. 1888.

R. Kaulla, Die geschichtliche Entwicklung der modernen Werttheorien. Tübingen 1906.

A. Marshall, Handbuch der Volkswirtschaftslehre. 1. Deutsch von Ephraim und Salz. Stuttgart 1905.

R. H. J. Palgrave, Dictionary of Political Economy. 3 vol.

B. Rost, Die Wert- und Preistheorie. Leipzig 1908.

M. Pantaleoni, Principii di economia pura. Firenze 1889.